

KERSTIN RUHKIECK

MEINE LÜGE IST DEINE WAHRHEIT

THRILLER

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, unter Verwendung eines Motivs
von arcangel.com/Russ Styles

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1800-5

Thriller

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch erzähl:perspektive,
Literaturagentur Michaela Gröner & Klaus Gröner GbR, München.

Für alle, die es bis hierhin geschafft haben

KAPITEL 66

Das ist die Hölle, dachte sie, ein Gedanke, der sich mit rostigen Nägeln in den harten Knorpel hinter ihrer Stirn rammte, blutige Schlieren hinterließ und hängen blieb.

Es war heiß. Flammendes Licht brannte durch die geschlossenen Lider in ihren Augen, kokelte das dünne Häutchen weg wie ein Bunsenbrenner die erste Eisschicht eines zugefrorenen Sees.

»Alles wird gut«, wisperte jemand frohlockend in der Ferne, und das Versprechen, ob es nun ihr galt oder nicht, machte sie wütend. Es war eine Lüge, niederträchtig und bösartig. Nichts würde gut werden, nie wieder, und jeder, der sich weigerte, die Wahrheit zu akzeptieren, widerte sie an. Sie tat es schließlich auch, sie akzeptierte alles, akzeptierte die hässliche Realität und ihre eigene Rolle darin.

»Wünsch dir was!«, brüllte eine ranzige Stimme, Madita kannte sie, doch die Erinnerung daran war vage, Multiversen entfernt, immer noch zu nah. Sie reckte den Hals, niemand war zu sehen ... Nein, niemand war da.

»Wünsch dir was!«, grölte es in ihrem Ohr, Madita wollte sich wegdrehen, abwenden von der Stimme und dem Schmerz, den sie auslöste, doch es gelang ihr nicht.

Eine Wolke, schwül und schwer, waberte den Gang entlang und kam auf sie zu. Ihr eigener Körper erschien ihr fremd, er gehorchte nicht, richtete sich gegen sie, nur deshalb blieb Madita liegen, bewegungslos, als der Nebel sie erfasste, sie einschloss in eine klamme ungewollte Umarmung. Schweiß und Kondenswasser sammelten sich auf ihrer Stirn, durchtränkten ihre Kleidung, klebten den Stoff an ihre Haut. Tote Nervenenden, erstarrte Muskeln und doch spürte sie alles. Die feuchte Dunstwolke, Gewächshausluft, die Madita zu verdauen versuchte, machte ihren wunden Körper zu einem brennenden Inferno. Spitze Finger pikten sie, hielten sie in

ihrem irdischen Dasein, ließen sie nicht entkommen aus dem Grauen.

»Wünsch dir was!« Das Dröhnen der Stimme war ohrenbetäubend, ein Höhnen in ihrem Kopf, als fände der lärmende Lärm nur dort statt.

Sie verbot sich zu weinen.

Die Welt setzte sich in Bewegung, Maditas Arme waren taube Stümpfe, sie hatte keine Möglichkeit, sich festzuhalten, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Mit zusammengekniffenen Augen ließ sie es geschehen, presste die Lippen aufeinander, erwartete den Moment, in dem sie auf den Boden schlug und aufplatzte wie ein mit Blut und Organen gefüllter Ballon.

Aber sie fiel nicht.

Dann war es vorbei. Madita versuchte, ihre Lider zu heben, sie waren schwer, wollten sie vor dem schützen, was ihre Welt erschüttert hatte, wenn es auch nur die Einsicht war. Aber es gab keinen anderen Weg, es musste sein, wenn der bloße Wille nicht genügte, würde sie sich eben die Augenlider aus dem Gesicht reißen. Keine Wahrheit konnte die Grausamkeit dieser Hölle übersteigen.

Lüge.

Madita wich zurück, verstört, wollte schreien, als sie die Fratze erblickte, doch ihre Stimme starb zeitgleich mit einem Teil von ihr. Hände statt Augen, rot gewundene Hörner wucherten aus einer Stirn und statt einer Zunge eine Python, die sich aus dem Mund schlängelte. Sie schnellte ihr entgegen, des Teufels Tochter lachte, ein erschütternder, bösartiger und grauenvoller Laut, der den Wahnsinn brachte ...

Madita schlug die Augen auf. Tageslicht blendete sie, und auch ihre übrigen Sinne schienen sich zurückgezogen zu haben. Sie blinzelte, Sternchen tanzten auf ihrer Netzhaut, und benommen versuchte sie, sich von ihrem Hitzetraum zu lösen. Sie wollte ihn loswerden, ihn von sich schütteln, doch er haftete an ihrem Bewusstsein wie der Schweißfilm auf ihrer Haut. Auf der Seite liegend, nicht wirklich wach, aber auch nicht mehr schlafend,

starrte sie auf einen schmuddeligen Holzfußboden. Ihre Wangen fühlten sich heiß an, schienen zu glühen, das dumpfe Pochen in ihrem Kopf glich einer tickenden Zeitbombe.

Und schlagartig war alles zurück, alles, bis ins letzte hässliche Detail, der Alptraum kehrte aus ihrem Verstand in die Realität ein und machte ihn zur Gewissheit. Madita fühlte sich wie geschlagen, fast wünschte sie sich, jemand hätte es getan.

Das Ferienlager.

Die Holzhütte mit den Etagenbetten.

Die anderen Mädchen. Chaos. Innen wie außen.

Was sie Ophelia angetan hatte.

Übelkeit ätzte sich ihre Speiseröhre hinauf. Sie schlug sich die Hand vor den Mund, das Entsetzen war ein Meteoriteneinschlag mit einer Wucht, die alles Leben auszulöschen vermochte.

»Habe ich dich geweckt?« Die samtige Stimme war direkt neben ihr, und Madita erschrak. Beinahe erwartete sie, die teuflische Kreatur aus ihrem Alptraum zu sehen, die sich bereit machte, über sie herzufallen. Doch es war Luzie, die auf Maditas Bett saß und sie aus unergründlichen Augen beobachtete.

Verlegen ließ Madita ihre Hand sinken, setzte sich schwerfällig auf, ihr Kopf eine heftige Verneinung, die sie schwindelig machte. Das ihr vertraute Gefühl, diesem wunderschönen Mädchen mit der bleichen Haut und dem dunklen Haar gefallen zu wollen, überwältigte sie einmal mehr und machte es ihr unmöglich, den Fehler in diesem Gefühlskonstrukt zu erkennen.

Der verstörende Gesang eines Kinderchors aus der anderen Ecke der Hütte, der aus dem Nichts einsetzte und mit Gewalt an dem Stacheldraht in Maditas Magen zog, brachte sie wieder zu Verstand.

»Mach die Scheißmusik aus«, zischte Luzie quer durch die Hütte, und für den Bruchteil eines Augenblicks glaubte Madita, etwas Fremdartiges in dem Gesicht des anderen Mädchens zu sehen, ein kosmisches Flackern, das Luzies Züge beinahe teuflisch entstellte.

Eine Sinnestäuschung, mehr nicht.

Oder eine Offenbarung?

Maditas Kopf drohte zu zerspringen, triefende Fetzen aus Hirnmasse würden ihnen jeden Augenblick um die Ohren fliegen. Schlagartig wurde es still, die Musik brach ab, und was blieb, war der verstörende Krach in ihrem Kopf. Madita spürte den Blick des anderen Mädchens auf sich, mehr brauchte es nicht, Luzie musste sie nur ansehen, um sie zu verunsichern. Nervös ließ sie den Augenkontakt zu, versank in dem tiefen Saphirgrün ihrer Iriden, das sie gleichermaßen anzog und abstieß. Eine verlockende Gefahr ging von ihr aus, doch Maditas schreiender Impuls, die Flucht zu ergreifen, schrumpfte stetig, ihr Herz hingegen begann zu pochen, wild und ungestüm. Tobende Energie fand ihren Weg in ihre Venen, weckte ihren Körper aus seiner Trägheit, und Madita fühlte eine Lebendigkeit, die sie nur bei Luzie empfand. Sie konnte sich nichts Erstrebenswerteres vorstellen als Luzies Aufmerksamkeit, ihre Freundschaft machte Madita erst zu etwas Besonderem. An ihrer Seite war sie nicht länger das hübsche, aber langweilige Mädchen, sondern die schöne, aufregende Frau, die schon immer in ihr geschlummert hatte.

Ophelia, dieses plumpe Mauerblümchen, hatte Madita in der Belanglosigkeit gefesselt, während ihr wahres Ich längst bereit war für den Ausbruch.

Gefangen von Luzies Augen, dem unergründlichen grünen Ozean mit den verborgenen Kreaturen an dessen Grund, wurde Madita verschluckt, erneuert und schließlich als anderer, als besserer Mensch wiedergeboren.

Als sie aus ihnen auftauchte, verachtete sie sich für die Zweifel, die sie manchmal an Luzie gehegt hatte. Auch das war allein Ophelias Schuld gewesen, sie hatte versucht, sie vor Madita schlechtzumachen, dabei war sie selbst es, die ihren Charakter einmal überdenken sollte. Luzie war nicht schlecht. Sie war gut. Sie war Macht und Wille und Verlangen. Luzie war Leben, und das alles wollte Madita.

»Du hast nach mir gesucht«, durchbrach Madita die aufgeladene Stille, eine Erkenntnis, keine Frage, und sie konnte sich nicht erklären, woher sie plötzlich gekommen war.

Etwas in ihr regte sich, ein erbärmliches Aufbäumen der Vernunft, doch das ergab keinen Sinn, also drängte sie es in die Abgeschiedenheit ihres Unterbewusstseins. Sie ahnte nicht, dass nur ihr Gewissen es jetzt noch vermocht hätte, sie zu retten. Zu retten vor ihrem Platz in der Unterwelt, aufgespießt auf Satans Schoß.

Ob sie etwas anders gemacht hätte, hätte sie es gewusst? Vermutlich nicht. Für Luzie war sie zu allem bereit, würde alles ertragen und über brennende Scherben wandern, wenn sie es verlangte.

Luzie nickte, ein wissendes Lächeln umspielte ihre Lippen, als kannte sie ihre Gedanken, und es zog Maditas Blick an, ihr Schönheitsfleck neben ihrem rechten Mundwinkel betörte sie. Mit ansteigender Nervosität verlagerte Madita ihr Gewicht, Sprungfedern bohrten sich in ihre Hüften, der spitze Schmerz erweckte eine dunkle Erregung in ihr.

»Es geht um deine Freundin. Wir müssen es tun«, wisperte Luzie, näher zu Madita gebeugt, ihre Worte waren nur für sie gedacht. Sie streckte ihre feingliedrigen Finger aus und berührte Maditas nackten Oberschenkel, bewegte ihren Daumen in einer sachten Liebkosung, und ein Brennen brach sich von dieser Stelle Bahn, wurde größer und mächtiger, bis Madita unter einem erstickten Stöhnen langsam nickte. Etwas tobte in ihr, etwas Mächtiges, und sie schwelgte darin bis zur Unerträglichkeit. Sie wusste, was Luzie von ihr verlangte.

Ophelia.

Madita und Ophelia waren zusammen ins Ferienlager gekommen, augenscheinlich als Freundinnen, doch die Wahrheit lag wie so oft viel tiefer vergraben. Erst Luzie hatte ihr die Augen geöffnet, ihr aufgezeigt, dass die scheue und reizlose Ophelia sie mit ihrer sozialphobischen Einfältigkeit bremste, sie im Schatten hielt und ihr das Licht verwehrte.

Damit war es nun vorbei. Madita wollte ins Licht, endlich. Sie beugte sich vor, bis sie Luzies Gesicht nahe war. So nahe, es fehlte nicht viel, bis sich ihre Lippen berührten. Mit einem Lächeln, das den letzten und schlimmsten Verrat an ihrer Freun-

din Ophelia besiegelte, drang sie tief in Luzies Blick ein und wisperte: »Lass es uns tun.«

Mit einem frustrierten Seufzen schlug Buchhändler Matthias Türnagel das Buch zu und legte es mürrisch zur Seite. Er brauchte klug platzierte Pausen beim Lesen, anders war dieses Machwerk kaum zu ertragen. Und Kaffee! Kaffee würde ihn durch das Tal der Trivialliteratur führen, diesen Tiefpunkt eines Subgenres, um das niemand gebeten hatte. Er jedenfalls nicht. Das vereinbarte Interview mit der Autorin versuchte er derweilen auszublenden. Er erwartete nicht, an diesem Punkt des Romans, kurz vor dem Ende nämlich, noch etwas zu finden, das er positiv hervorheben könnte, und ihm war bereits jetzt klar, dass die Autorin alles andere als dankbar für seine Anmerkungen sein würde.

Allerdings, so entschied er, konnten er und die Literaturwelt darauf keine Rücksicht nehmen.

ELENA

Fremdartige Schemen hingen im kahlen Geäst, das Knirschen der Schritte kam verzögert, als wären es nicht ihre, und doch wusste sie, bliebe sie stehen, um die Umgebung zu ergründen, wäre niemand dort. Niemand, der sie verfolgte. Ein suchender Blick, der die blaugraue Dunkelheit abtastete, würde es nur bestätigen: Sie war allein.

Also ließ sie es sein, lief stoisch weiter, seit drei Jahren jeden Morgen die gleiche Strecke. Elena war vertraut mit dem irrtümlichen Gefühl, beobachtet zu werden, nicht ein einziges Mal hatte es sich bestätigt. Und so hatte sie sich gezwungenermaßen daran gewöhnt, hatte ihre unzuverlässige Wahrnehmung als einen unsichtbaren Begleiter angenommen, als zweiten Schatten, dem sie die Beachtung verwehrte.

Die ruhige Elbe zu ihrer Linken, joggte Elena Richtung Südosten, dem Sonnenaufgang entgegen, der noch auf sich warten ließ. Sie war früh dran, trotz der Ferien und der kräftezehrenden Feiertage, die hinter ihr lagen, hatte sie bereits fünf Kilometer auf dem Fahrrad zurückgelegt, von ihrer Wohnung bis zur Jacobs Elbtreppe. Ihre Oberschenkel brannten von der starken Steigung der Strecke und der unbekannten Anzahl an Stufen ihrer drei Auf- und vier Abstiege. Sie hatte schon wieder vergessen, sie zu zählen, ihr Kopf war zu überladen mit der eisernen Selbstgeißelung und den hässlichen Gedankenspiralen. Vielleicht würde sie am nächsten Tag daran denken. Oder an dem darauf.

Die eisige Luft brannte in ihrer Lunge, betäubte die Haut in ihrem Gesicht, nicht aber die vor Kälte triefende Nase. Immerhin ihre Ohren hatte sie unter einer schwarzen Mütze in Sicherheit gebracht. Warmer Schweiß rann ihr den Rücken hinunter, widerlich feucht und klebrig wurde er von dem Bund ihrer Hose aufgesogen. Elena hasste diese Tortur, den Schmerz, die Anstrengung, die zähen Gedanken, die der Sauerstoff in ihrem

Kopf freisetzte. Trotzdem zwang sie sich dazu, spürte bereits das Fett an Bauch und Beinen, das sie durch ihre Nachlässigkeit über Weihnachten angesetzt hatte.

Bei ihren Eltern hatte es triefende Gans gegeben, Klöße, Nachspeisen aus Schokolade und Zucker, die drei Tage waren geprägt von selbst gemachtem Gebäck mit Nüssen, Zimt und Krokant, Spekulatius zur steten Verfügung, viel zu viel Wein und Kakao mit Marshmallows. Unausgesprochene Konflikte, wie es sie in jeder Familie gab, und das Wiedersehen mit ihrem Bruder waren zu einem ganz eigenen emotionalen Chaos geworden, das ihre Selbstbeherrschung geschwächt und die Völkerlei erst möglich gemacht hatte – ungeachtet der unvermeidbaren Konsequenzen.

Jetzt musste sie leiden, und es geschah ihr ganz recht.

Wolkenschwaden stoben in regelmäßigen Atemstößen zwischen ihren Lippen hervor und trugen ihren Teil zur morgendlichen Nebelwand bei. Die Kiesel am Ufer des Flusses knirschten anders unter ihren Laufschuhen als an wärmeren Tagen, lauter und aufdringlicher und so kalt, wie es war. Bald würde es Frost geben, Elena erwartete Schnee, wie immer gerade rechtzeitig, um dem zurückliegenden unweißen Weihnachtsfest den Mittelfinger zu zeigen.

Einmal mehr bildete Elena sich ein, jemanden hinter sich zu hören, und biss sich auf die Unterlippe, bis sie Blut schmeckte, um sich abzulenken und ihrer Paranoia keinen Raum zu geben. Wenn sie sich jetzt umsähe, käme es einer Niederlage gleich, einem albernen Klischee, also lief sie weiter, ignorierte das Foto, das vor ihrem geistigen Auge aufblitzte, das der Joggerin, das die Medien seit Wochen in Dauerschleife präsentierten.

Die Joggerin, sie war einfach verschwunden, als hätte ein schwarzes Loch sie inhaliert, sie war die achte oder neunte in sieben Jahren, so genau hatte Elena die Berichterstattung nicht verfolgt. Sie verscheuchte das Bild, die Sache betraf sie nicht, Elena entsprach nicht dem offensichtlichen Profil der Frauen, war zu alt, zu brünett und nicht fit genug, für sie bestand keine Gefahr.

»Du siehst nicht älter aus als fünfundzwanzig«, hatte Paul einmal zu ihr gesagt, eine augenscheinliche Lüge, die sie nur aus seinem Mund bereit gewesen war zu glauben.

Bei dem Gedanken an Paul verkrampfte sich Elena, ihre Schritte gerieten aus dem Takt, sie wollte nicht an ihn denken, durfte es nicht, aber es war zu spät, die Selbstermahnung war bereits zu viel, weitere Gedanken kamen, infizierten ihren Verstand.

Seine Stimme, sein Lachen in ihren Ohren ...

Elena beschleunigte ihren Lauf, Kieselsteine stoben nach hinten, ihr Rhythmus war längst dahin. Ein vertrauter Druck auf ihrem Brustkorb verlangte nach einem Sprint, ein Wettlauf gegen alles, was sie verfolgte. Also rannte sie, ihre steinernen Muskeln brüllten vor Schmerz, aber sie rannte, versuchte, ihre Ängste und Zweifel und Gefühle hinter sich zu lassen, eine unmögliche Aufgabe, denn sie konnte nicht abhängen, was in unsichtbaren Ketten an ihr hing. Selbst als sie glaubte, blutige Stücke ihrer Lungenflügel könnten aus ihr herausbrechen, trieb sie sich weiter voran, lief quer über eine Hundewiese, um dem sich nähernden Pier 69 auszuweichen, weiter auf dem asphaltierten Elbuferweg, den ausgestorbenen Yachthafen entlang. Stehen zu bleiben würde bedeuten, sich mit den Dingen, die sie hinter sich herschleppte, auseinanderzusetzen. Und deshalb war genau das keine Option, nicht, solange ihr Körper nicht zusammenbrach.

Lindas Schuld, Lindas Schuld, LINDAS SCHULD!, hämmerte ein wütendes Mantra ungewollt in ihrem Schädel, jeder Schritt eine Silbe, ein zorniger Vorwurf, den Elena sich einzureden versuchte, obwohl er nicht der Wahrheit entsprach.

Das musste aufhören!

Sie ließ den Segelclub hinter sich und erreichte das Ende ihrer Strecke. Keuchend kam sie zum Stehen, widerwillig nur, kein langsames Auslaufen, was für den Körper schonender wäre, stattdessen vornübergebeugt, die Hände auf ihre zitternden Oberschenkel gestützt. Ihre Wangen brannten, die eisige Luft schmerzte in ihren Atemwegen, in ihrer Brust, doch es war

unmöglich, ihre Gier danach zu kontrollieren. Mit einer Hand zerrte sie sich die Kapuze des Hoodies vom Kopf, ebenso die Mütze darunter, und ließ den Wind ihr erhitztes Gesicht auskühlen. Langsam kam sie zu Atem, Elena spürte die Elbe an ihrer Seite, die ihren in die Ferne gerichteten Blick einforderte.

Ein Containerschiff zog vorbei, keiner dieser Giganten, so hoch wie die Häuser in Mümmelmannsberg, aber dennoch gewaltig. Erste Wellen schlügen am Strand auf, verendeten weitab von ihrer mickrigen Gestalt und waren abgesehen von Elenas Keuchen das einzige Geräusch. Eine seltsame Verlorenheit überkam sie, und sie ahnte, dass sie sich aufzulösen begann, um ein Teil des Nebels zu werden und mit ihm über das Wasser zu schweben. Sie würde verschwunden sein, sobald die Sonne aufging.

Eine tröstliche Vorstellung. Wenn es doch bloß so wäre.

Abgestoßen vertrieb sie die Gedanken. Sie war nicht hier, um sich selbst zu bemitleiden, anscheinend reichten ein paar hundert Meter Sprint nicht aus, um den Schatten zu entkommen. Sie entschied, nicht wie sonst mit dem StadtRAD nach Hause zu fahren, stattdessen würde sie weiterlaufen, um zu sehen, wie weit der Weg sie führte, bis sie alles hinter sich gelassen hatte.

Den Rücken bereits der Straße zugewandt, joggte sie zurück zum Kieselstrand, als Lärm hinter ihr das Geräusch ihrer eigenen Atemzüge übertönte. Quietschende Reifen, ratternder Motor, ihr vor Schreck tobender Herzschlag.

Elena wirbelte herum. Ein silberner Kombi raste wie aus dem Nichts auf sie zu, und, von den Scheinwerfern geblendet, spürte sie, wie ihre Muskeln versagten. Elena starrte dem Fahrzeug entgegen, gefangen in der unumstößlichen Erwartung, der Wagen würde schon noch rechtzeitig abbremsen oder ausweichen. Doch das geschah nicht, das Fahrzeug preschte schnurgerade und mit überhöhter Geschwindigkeit auf sie zu. Das vertraute Konzept von Zeit schien sich für einen Wimpernschlag auszudehnen, und einen Atemzug lang ließ Elena die Vorstellung zu, was geschehen würde, wenn sie sich nicht vom Fleck bewegte. Wenn sie stehen bliebe und es darauf ankommen ließe, dass der

Wagen sie erfasste, sie durch die Luft schleuderte, ihr die Beine brach und das Genick.

Die vor Schrecken weit aufgerissenen Augen der Frau hinter der Spiegelung der Frontscheibe rissen sie aus der Erstarrung, Elenas Körper reagierte, ehe ihr Verstand eine eigenständige Entscheidung treffen musste, und warf sich zur Seite. Mit einem dumpfen Stöhnen schlug sie auf dem harten Untergrund auf, braungelber Rasen fing ihren Sturz ab, der Aufprall presste ihr die Luft aus der Lunge, sie schlitterte über den Boden, bis sie bäuchlings zum Erliegen kam. Sie hörte einen Knall, splitterndes Glas, doch die Geräusche drangen kaum zu ihr durch, als kämen sie aus weiter Ferne, von irgendwo jenseits dieses Universums.

Ohne zu zögern, rappelte sie sich auf die Beine und entdeckte den Kombi einige Meter weiter kopfüber im leeren Yachthafenbecken, die Räder drehten sich noch, als könnten sie es nicht glauben, dem Asphalt entrissen worden zu sein. Hilflos sah Elena sich um, unschlüssig, doch niemand außer ihr war da. Mit zitternden Fingern zerrte sie ihr Handy aus der Bauchtasche und wählte den Notruf, während sie zu dem verunglückten Wagen rannte, ratterte die relevanten Informationen für den Mann am anderen Ende der Leitung herunter und hörte bereits nicht mehr richtig zu, als er ihr versicherte, ein Krankenwagen würde in wenigen Minuten eintreffen. Mit wild klopfendem Herzen trat sie bis an den Rand des Hafenbeckens.

»Hallo?«, rief sie in angespannter Hoffnung, ein Lebenszeichen aus dem Inneren des Fahrzeugs zu erhalten. Der eisige Wind trug das dünne Stöhnen einer älteren Frau zu ihr, und Elena fluchte leise. Sie musste etwas unternehmen, sie konnte nicht herumstehen und darauf warten, dass jemand kam, um ihr zu helfen. Ohne ihr Vorhaben zu überdenken, ließ Elena sich in das trockene Hafenbecken gleiten.

»Ich bin gleich bei Ihnen, halten Sie durch!«, rief sie außer Atem, ihre Stimme ein seelenloser Laut zwischen den verwiterten Steinwänden. Sie ging in die Knie und krabbelte bis zur Beifahrertür, ihre Knochen protestierten gegen ihr Vorhaben. Ein Blick durch das schmuddelige Seitenfenster bestätigte Elena,

was sie bereits befürchtet hatte, und abermals fluchte sie. Im Wagen kauerte eine ältere Frau, angeschnallt hing sie vor dem Lenkrad auf dem Kopf, hochgerutscht bis zum Dach, ihr Hals brachial abgeknickt. Zwei hellblaue Augen blinzelten sie aus einem von Blut überströmten Gesicht flehend an, aus einer Wunde an ihrem Kinn sickerte die heiße Flüssigkeit quer über ihr Gesicht und schien in der Kälte des Tages fast zu dampfen. Elena überlegte nicht, sie handelte. Die Beifahrertür ließ sich leicht öffnen, und auf allen vieren kroch sie in das Fahrzeug.

»Alles ist gut, der Krankenwagen ist gleich da!«, versuchte Elena, die Frau zu beruhigen. Zögerlich streckte sie ihren Arm aus, wusste nicht, wie und ob überhaupt, und legte auf der Suche nach einem Puls ihre Finger auf den faltigen Hals der Verletzten.

Aber sie fand keinen. Elena tastete weiter, er musste irgendwo sein, die Frau war schließlich wach und sah sie an, blinzelte, einen Ausdruck im Gesicht, den sie vor Blut nicht lesen konnte. Sie durfte ihre aufsteigende Panik nicht auf die verletzte Frau übertragen, doch mit jeder Sekunde, in der ihre Fingerspitzen das charakteristische Pochen nicht spürten, wurde deutlicher, dass es nicht an Elenas Unvermögen lag. Es war kein Puls da.

»Es tut ...«, ächzte die Frau, und Elena blickte sie erschrocken an. Ein hilfloses Verständnis überkam sie, und sie nickte, um der Sterbenden deutlich zu machen, dass sie ganz bei ihr war. »Ich weiß«, flüsterte sie und strich ihr unbeholfen das graue Haar aus der Stirn. »Sie müssen durchhalten, hören Sie? Nur noch ein paar Minuten, dann ist Hilfe da.« Schwermut erfasste sie, Elena begriff nicht, woher sie kam, oder vielleicht doch, die Frau war zwar eine Fremde, doch dass sie dabei war, während sie starb, den nahenden Tod in ihren stumpfen Augen sah, erschütterte sie tief.

Die Frau schien Elenas Worte nicht zu hören. Mit dem letzten Aufbegehren gegen das Unumgängliche öffnete sie den Mund, ein Röcheln stieg aus ihr empor, und zwischen den rasselnden Versuchen, Luft zu holen, fanden sich neue Worte. »Es ... tut ... mir ... leid ...«

Elena schüttelte vehement den Kopf, Tränen stiegen ihr in die Augen. »Machen Sie sich um mich keine Sorgen, mir ist nichts passiert ...«

Ihre Stimme knickte ein und gab Raum für das nächste Wort, womöglich das letzte, das sich auf den blutverschmierten Lippen der Frau formte: »Elena.«

Elena blinzelte, begriff erst mit Verzögerung den Grund für ihr eigenes Erstaunen, das jedoch schnell undurchsichtiger Verwirrung wich. Ungläubig starrte sie die sterbende Frau an. Woher kannte sie ihren Namen? Tatsächlich kam es ihr mit einem Mal so vor, als würde sie die Frau kennen.

Eine knochige Hand schob sich in Elenas Blickfeld, sie bau-melte leblos neben dem Kopf der Fahrerin, zwischen zwei verkrampften Fingern hielt sie einen gefalteten Zettel, kaum größer als ein geknickter Fünf-Euro-Schein, den sie ihr mit zitternder Dringlichkeit entgegenstreckte.

Verstört beobachtete Elena, wie die Frau das Stück Papier fallen ließ. Es landete zwischen ihren Händen auf dem beigen Bezug des Autodachs, der Blick der Frau bekam kurz einen wil- den Ausdruck, wurde zu einer stummen Aufforderung. Elena zauderte, dann hob sie es auf. Zwei Wimpernschläge lang be- trachtete sie den unscheinbar wirkenden gefalteten Zettel, der einen übermächtigen Widerwillen in ihr hervorrief. Als Elena das nächste Mal zu der Fahrerin sah, waren ihre Augen ge- schlossen. Sie hatte aufgehört zu atmen.

Sie hatten die Leiche am Boden zugedeckt, nachdem die Be- mühungen einer Wiederbelebung erfolglos geblieben waren. Elena saß bei offener Tür in einem der Krankenwagen, sie war untersucht und von der Polizei befragt worden. Eine Rettungs- decke lag um ihre Schultern und knisterte bei jedem Atemzug, eine auditive Erweiterung des Zitterns, das ihren Körper nicht zur Ruhe kommen ließ. Die Sanitäter hatten ihr nahegelegt, mit ihnen ins Krankenhaus zu fahren, ein Knöchel war ange-

schwollen, zudem befürchteten sie einen Schock. Elena spürte nichts davon, nur Kälte, als wäre sie es, die dort auf Kies und totem Rasen lag. Als wäre sie es, die nicht länger auf ärztliche Behandlung, sondern den Leichenwagen wartete.

Die Sonne war irgendwann in den zurückliegenden Minuten aufgegangen, das diffuse Licht versprach einen schönen Wintertag, doch Elena kam es vor, als wäre sie mit dem Schwinden der Dunkelheit in eine Parallelwelt übergetreten, und alles, was sich im Schatten abgespielt hatte, war dort geblieben. Nur die tote Autofahrerin war mit ins Licht gekommen, vom Tag schonungslos zur Schau gestellt. Elena konnte ihren Blick nicht von dem weißen Tuch nehmen, von der menschlichen Form, die sich darunter abzeichnete. Es flatterte in der leichten Brise, beinahe kokett wie der Saum eines weiten Kleides.

Noch immer begriff Elena nicht, was geschehen war. Eine Fremde hätte sie beinahe überfahren und war dabei selbst ums Leben gekommen. Dieser Teil lag offen vor ihr, ohne Raum für große Fragen. Unfälle passierten.

Was jedoch an ihrem Verstand nagte, war der unerklärliche Umstand, dass die Frau Elenas Namen gekannt hatte. Sie hatte ihren Namen gesagt, und Elena bedauerte, dass sie die brüchige Stimme der Sterbenden nicht als Einbildung abtun konnte.

Dem Anflug des Erkennens, der bei dem Anblick ihrer wässrigen hellen Augen über sie gekommen war, traute sie hingegen nicht. Genauso gut war es möglich, dass sie bloß geglaubt hatte, ihr bereits begegnet zu sein, weil ihr Name aus dem Mund der Frau es zu verlangen schien.

Mit Eisfingern rieb sie sich über das Gesicht, ihre Hand war schmutzig und stank nach Fäulnis und hörte einfach nicht auf zu zittern. Vielleicht hatte sie wirklich einen Schock.

»Es tut mir leid, Elena.«

Ihr fiel der Zettel wieder ein, das kleine Stück Papier, das sie vor ihr hatte fallen lassen. Abrupt richtete sie sich auf, als hätte ihr jemand einen Stoß zwischen die Rippen gegeben. Über dem Eintreffen der Rettungskräfte, der Leichenbergung und ihrer Untersuchung und Befragung hatte sie nicht mehr daran

gedacht. Es steckte in ihrer Bauchtasche, in die sie es hastig geschoben hatte, ohne es sich anzusehen, war hinter ihr Handy gerutscht und verursachte sofort den gleichen Widerwillen. Dennoch holte sie es hervor und faltete es auseinander.

»Kein Unfall.«

Nur zwei Worte, beinahe nichtssagend, und doch mit einer Kraft, die Elena von der Trage zu stoßen drohte. Darunter eine Zahlenreihe. Krakelige Schrift, von alten Fingern geschrieben, zittrig wie Elenas in diesem Moment.

Das ergab keinen Sinn. Sie konnte sich keinen Grund vorstellen, warum diese fremde Frau versucht haben sollte, sie zu überfahren, und Elena dann mit einer Notiz darauf hinwies, dass es Absicht gewesen war.

»Frau Hanisch?«

Erschrocken blickte Elena auf und ließ den Zettel in den Schoß sinken. »Ja?« Sie fühlte sich ertappt, die Nachricht der Fahrerin war ein Beweis, dass hier etwas komplett falsch lief, und doch fiel ihr die Entscheidung, ihn jemandem zu zeigen, ungewöhnlich schwer.

Ein Beamter beugte sich zu ihr in den Krankenwagen, es war der gleiche, der sie bereits befragt hatte, sein Name war Jansen, wenn sie sich richtig erinnerte. Er wirkte freundlich auf sie, ein stämmiger, großer Mann mit blondem Haar und rotwangig von der Kälte. Sicher wäre der Beweis in ihrem Schoß bei ihm gut aufgehoben.

»Ich wollte nur Bescheid sagen, dass wir Sie hier nicht mehr brauchen. Die Sanitäter werden Sie gleich nach Altona ins Krankenhaus fahren. Vielen Dank für Ihre Geduld.«

Nicht dass sie eine Wahl gehabt hätte. »Kein Problem.«

Ihr Blick streifte sein Gesicht, ihre Mundwinkel zuckten in Andeutung eines höflichen Lächelns, der Zettel wog mit jeder Sekunde schwerer in ihrem Schoß. Sie sollte ihn dem Polizisten geben und damit jede Verantwortung von sich schieben. Die Zahlen unter der Nachricht, wahrscheinlich eine Telefonnummer ...

»Machen Sie sich keine Vorwürfe, Sie haben alles richtig ge-